

Predigt zur Kantate „Christ lag in Todesbanden“

von Johann Sebastian Bach (BWV 4)

Ostern, so heißt es, sei der strahlende Gipfel innerhalb der christlichen Religion. Ist Ostern damit nicht ein Teil der so bezeichneten „Theologia gloriae“, einer Theologie der Glorie? Ist Ostern nicht das Signum einer „Theologia Triumphans“, einer triumphierenden Theologie? Und hat Luther solcher Theologie nicht seine „Theologia crucis“ entgegengesetzt? „Vera theologia theologia crucis est.“ „Die wahre Theologie ist die Theologie vom Kreuz.“

Liebe Gemeinde, ich möchte Ihnen die Festlaune zu Ostern nicht verderben – bestimmt nicht! Auch will ich keinesfalls den Eindruck erwecken, als wären wir in einem theologischen Seminar. Sie werden sich jetzt auch keinen Fachvortrag anhören müssen. Auf die gestellten Fragen hat mich die Kantate „Christ lag in Todesbanden“ von Johann Sebastian Bach gebracht und hier ins besondere diese dreizeilige kleine Sinfonia der Streicher, die diese Kantate eröffnen.

Zwei jeweils schwer lastende absteigende Akkorde – e-moll – malen uns den in Todesbanden liegenden Christus. Harmonisch komplex künden sie von der außergewöhnlichen Begabung des damals erst 22 oder 23 Jahre alten Komponisten. Sieben Sätze schließen sich an, jeder Satz behandelt eine Strophe des Liedes von Martin Luther „Christ lag in Todesbanden.“

Kunstvoll die Anordnung: Chor, Duett – Sopran, Alt, Solo – Tenor, Chor, Solo – diesmal Bass, Duett – diesmal Sopran, Tenor und zum Abschluss wieder der Chor. Alle Strophen des Lutherliedes erklingen. Und das Halleluja, das alle Strophen abschließt, ist vom Komponist jeweils individuell ausgestaltet. Die sieben Sätze mit ihrem jeweiligen Halleluja sind ganz große Kunst und kündigen das Genie an, als das sich der Thomaskantor in seinem weiteren Schaffen erweist.

Also: Mit Luther und Bach geht es darum, dass – eigentlich widersinnig – dem Leben der Tod vorausgeht: „Christ lag in Todesbanden.“ Das Bild malt einen Christus, der dem Reich der Toten angehörte. Das hörten wir bei der einleitenden Sinfonia. Drei Tage, so die Legende, soll der gekreuzigte

Christus sein Evangelium in das Reich des Todes getragen haben; vom, im Tode umschlossen.

Die von Luther und Bach entfaltete Thematik hat es nun aber – wie wir so sagen – „in sich“! Oder genauer gesagt: Die hier entfalteten Zusammenhänge verstehen sich nicht von selbst. Ja, sie gehören vielleicht sogar zu den Themen, die wirklich richtig schwer sind. Doch wollen wir nicht leichtfertig klein begeben, uns nicht mit letztlich dann ja auch nichtssagenden Floskeln begnügen.

Bereits die erste Liedstrophe führt uns ins Zentrum: „Christ lag in Todesbanden / für unsere Sünd gegeben / der ist widererstanden / und hat uns bracht das Leben.“ Beginnen wir so: Es geht um den Glauben an das Leben.

Es geht um den Auferstehungsglauben. Solcher Auferstehungsglaube ist letztlich der Glaube an das Leben und zwar gegen den Tod. In unserer religiösen Tradition spielt er immer wieder eine Rolle. Im AT etwa im Lied der Hannah in 1 Samuelis. Das Lied einer Frau, die völlig unerwartet erfährt, dass sie doch ein Kind gebären wird. Hannah singt daraufhin ein Lied vom Leben. Oder dann – ganz ähnlich – im NT die Geschichte von Elisabeth. Und noch einmal zurück zum AT: Ezechiels Vision vom Totenacker und im NT natürlich die Geschichte von Lazarus.

Eine Reihe von Texten, die den Glauben an das Leben gegen den Tod zum Inhalt haben. Doch was soll das? Tot ist tot! Da hilft alles nichts! Ich habe es bei anderer Gelegenheit schon einmal erzählt: Eine Bekannte, deren Mann unlängst verstorben war, trifft jemand, den sie schon länger nicht mehr gesehen hat. „Und wie geht es ihrem Mann?“ Meine Bekannte antwortete: „Er ist immer noch tot!“ Das ist das Bittere am Tod: seine Endgültigkeit!

Und da helfen nun auch alle theologischen Winkelzüge nichts. Tot ist tot! Nichts und niemand kann dem Tod seine Endgültigkeit nehmen. Auch die Religion nicht! Oder genauer gesagt: auch die Religionen nicht! In unserer Religion sind Einflüsse der persischen Religion in das Thema der Überwindung des Todes eingegangen. Nicht nur im Judentum und im Christentum spielt dieses Thema eine Rolle: Kann der Tod überwunden werden? Und wenn ja, was bedeutet das für das Leben?

Weiterführen kann uns ein Zusammenhang, der auf den ersten Blick alles andere als Klärung verspricht. Es ist der Zusammenhang, der in dem Lied Martin Luthers durchgehend bestimmend ist, nämlich der Zusammenhang von Tod und Sünde.

Dabei haben wir strikt darauf zu achten, dass mit Sünde jedenfalls nicht jener moralinsaure Zeigefinger gemeint ist: So nach dem zweiten Stück Torte oder dem dritten Schnaps: „Jetzt haben wir aber wieder gesündigt!“. Nein! Das ist nicht gemeint. Das ist eine sträfliche und fatale Banalisierung der Sünde.

Sünde meint etwas viel Grundsätzlicheres: Alles beginnt damit, dass wir Menschen Gott nicht Gott seien lassen. „Aber, Entschuldigung, ich bitte Sie! Gott – er, sie oder es spielen in meinem Leben nun wirklich keine prominente Rolle. Gott kommt bei mir so richtig doch gar nicht vor!“

„Langsam, langsam!“ Nach Martin Luther ist das Problem, dass wir Menschen die Sache verdrehen, verkehren: Gott ist uns nichts und wir sind uns alles. Wir können auch sagen: /: Alles beginnt mit unserer ichzentrierten Lebensgier :\
„Ich, meiner, mir, mich!“. Alles, was um mich ist, wird daraufhin funktionalisiert, dass es mir dient. Alles: die Menschen, die mich umgeben, die Lebenszusammenhänge, der Beruf, ja, sofern vorhanden: sogar Gott selbst. Alles wird so geformt, gebogen und zugeschnitten, so dass es meiner ichzentrierten Lebensgier nützt.

Wohlgemerkt: Selbst Gott wird von uns so zurechtgestutzt, dass er uns nützt. Wir basteln uns eine Religion, die unserer Lebensgier dient. Auch vor der Religion macht unsere ichzentrierte Lebensgier nicht Halt. Auch sie, auch Gott ist ihr nicht heilig. So zu urteilen ist eine frühe Form der Religionskritik. Und: Wenn ich mir meine Religion so zurechtlege, dass sie mir dient, dann kann dabei nur ein Götze, vielleicht sogar nur ein Götzchen herauskommen.

Und damit zurück zu jenem „Gott kommt doch in meinem Leben gar nicht vor“:
Das, was mir deutlich werden lässt, dass ich nicht das Maß aller Dinge bin, das nenne ich Gott. Das, was mir klar macht, dass sich nicht alles nach meinen Interessen richten muss, das nenne ich Gott. Das, was mir deutlich werden lässt, dass auch ich nicht ohne Liebe und ohne Anerkennung – von außen zugewendet, wohlgemerkt! –, dass auch ich nicht ohne Liebe und Anerkennung leben kann, das nenne ich Gott.

Das, was mir bewusst macht, dass ich nicht ohne Hoffnung – wieder: von außen, wohlbemerkt – sein kann, das nenne ich Gott. Das, was mich veranlasst glaubend zu vertrauen und nach der Gewissheit zu suchen, dass da Sinn für mein Leben ist, das nenne ich Gott. Das, was mir Mut macht daran zu glauben, dass manches aus meinem Leben Bestand haben wird, das nenne ich Gott. Das, was mir Trost und Geborgenheit zuwachsen lässt auf meinem Weg durch mein Leben, das nenne ich Gott.

Für diejenigen, denen das zu direkt ist: Ich entdecke, dass die Einsicht, dass jene Gier mich durch und durch korrumpiert hat, eine Einsicht ist, die mir zugewachsen ist. Der Gedanke, dass alles unter diesem ich, meiner, mir, mich steht, ist ein Gedanke, der mir eröffnet wurde. Woher jene Einsicht oder dieser Gedanke kam, das soll jede und jeder von uns für sich selbst entscheiden. Brauchen Sie dafür einen Namen, dann sei es so und kommen sie dafür ohne einen Namen aus, dann ist das eben Ihr Weg.

Beginnen wir zu verstehen, was das mit der Sünde auf sich haben kann? Wir können es vor dem Hintergrund des gerade Dargelegten auch so beschreiben, dass wir – indem wir uns in unserer ichzentrierten Lebensgier an die Stelle Gottes setzen – auf diese Art und Weise unsere Lebenszusammenhänge nach und nach vergiften und zerstören. Nicht willentlich, sondern wir geraten da hinein ohne es bewusst zu merken, wir sind darin verstrickt.

Wir vergiften und zerstören die Kommunikationszusammenhänge unseres Lebens, indem wir etwa der Hoffnungs- und der Lieblosigkeit Vorschub leisten, indem wir unversöhnlich sind und bleiben, indem wir das Leben zurückdrängen und dem Tod Vorschub leisten, etwa dann, wenn wir uns gegenüber der Einen Welt so unbarmherzig ichzentriert verhalten.

Aber der Auferstehungsglaube, um den es in Luthers Lied und Bachs Kantate geht, erzählt davon, dass nicht der Tod, sondern das Leben das letzte Wort hat. Doch wie passt das nun zusammen, mit der gerade diagnostizierten Endgültigkeit des Todes? Wie passt das nun zusammen, dass wir von der Endlichkeit wie ein stählernes Gehäuse umschlossen sind und ihr nicht entkommen können? – Unentrinnlich umfasst uns der Tod!

Wir können zwei Seiten im Umgang mit dem Tod unterscheiden: Einen – gewissermaßen – Umgang aus der Sünde und einen Umgang aus dem Glauben. Der Umgang aus der Sünde schreibt die Lebensgier fort. Sie behauptet: Der Tod wird überwunden durch das Leben. Doch das stimmt nicht. Tot ist tot!

Der Umgang aus dem Glauben sagt demgegenüber: Der Tod ist das Ende des Lebens, des endlichen Lebens. Aber der Tod ist nicht das Ende des ewigen Lebens. Alles Leben war bei Gott und alles Leben wird zu Gott zurückkehren. Alles Leben ist in Gott geborgen und getröstet. Das heißt Auferstehungsglaube.

Gott hat seinen Sohn in diese Welt gesandt. Hier ist er von den Menschen getötet worden. Doch Gott hat Jesus aus dem Tod gerissen und ihn zurück in seine Ewigkeit, in seine Herrlichkeit gerufen. „...und hat uns bracht das Leben“ – wir ergänzen: das ewige! „Des wir sollen fröhlich sein. Gott loben und ihm dankbar sein. Halleluja.“

Damit ein Letztes: Die Gier nach Leben, die sich uns nach und nach bemächtigt, und die uns durch und durch korrumpiert, lullt uns ein.

Sie macht uns glauben, dass das der Normalzustand ist. Ich, meiner, mir, mich. Einer jedenfalls hat nicht mitgemacht und das ist der Mann aus Nazareth. Schauen wir auf ihn und wir entdecken, wie er sich den Menschen zugewandt hat. Schauen wir auf ihn und wir sehen einen Menschen, der in größter Selbstverständlichkeit sich Gott gegenüber geöffnet hat, den er seinen Vater nannte und der ihm doch auch ein Rätsel blieb.

Je mehr wir uns mit ihm befassen, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, wie wir verstrickt sind, wie wir korrumpiert sind. Je mehr wir auf ihn sehen, umso mehr werden uns die Augen geöffnet, wird uns sichtbar, wie wir in uns verkrümmt sind, wie wir um uns kreisen.

Das ist schon eine besondere Weise der Reflektiertheit, mit der man durch das Leben geht. Diese Selbst-Durchsichtigkeit, die letztlich eine Selbst-Durchsichtigkeit vor Gott ist und die sich in ihrer Verkrümmtheit und Korrumpiertheit erkennt. Solche Nachdenklichkeit führt in Demut.

So ist uns der Mann aus Nazareth zur Erlösung geworden. So ist er uns zum Heiland geworden, weil er durch die von ihm gestiftete Selbsterkenntnis geheilt hat und täglich neu heilt. Er heilt uns von dem, was es uns verwehrt... ja, was uns letztlich daran hindert Mensch zu sein, oder um es noch weiter zu führen: was uns letztlich daran hindert „Kind Gottes“ zu sein.

Mensch, Kind Gottes können wir schon hier, können wir schon mitten im Leben sein, einem Leben, das um die Dimension des ewigen Lebens weiß – oder – etwas vorsichtiger – das diese Dimension ahnt. Und ist die „theologia crucis“ deswegen die wahre Theologie, weil ihr Thema eben das Kreuz ist, das Kreuz, mit dem alles begann? Ist sie die wahre Theologie, weil das ewige Leben mit dem Tod beginnt? In Christi Leben, Tod und Auferstehung ist dieses Geheimnis umschlossen.

Daher: „Christus will die Kost uns sein / und speisen die Seel allein; / der Glaub will keins andern leben. Halleluja.“ Amen.

Ostersonntag, 16.4.2017